

Woher kommen die Gedanken?

Vom inneren Sternenhimmel zur Freiheit der anderen

Mit kaum einer Frage bin ich in der Schule auf so wenig Verständnis gestoßen wie mit der Frage: „Woher kommen eigentlich die Gedanken?“

Spätestens in diesem Augenblick erschien auf vielen Gesichtern, bei Schülerinnen und Schülern ebenso wie bei Kolleginnen und Kollegen, ein befremdliches Lächeln. Was willst du von mir? Gedanken sind eben da. Sie kommen nicht irgendwoher. Jeder hat irgendwelche Ideen.

Doch so einfach ist das nicht.

Man muss vielleicht einmal im ländlichen Raum unter einem klaren Sternenhimmel gestanden haben, um eine Vorstellung davon zu bekommen, dass Ideen sich aus beinahe subatomaren Teilchen zusammensetzen. Der Sternenhimmel ist ein wunderbares Gegenbild zu meinem Denken. Der Untermieter in meinem Gehirn feuert in jeder Sekunde so viele Einfälle ab, wie der Himmel Lichtpunkte trägt. Die meisten verschwinden sofort wieder. Einige bleiben einen Augenblick stehen. Zwischen manchen glaube ich eine Verbindung zu erkennen.

Ich ziehe Linien.

Aus einzelnen Punkten wird eine Figur, aus einer Figur ein Zeichen, aus einem Zeichen eine Bedeutung. Dort sehe ich ein Auf und Ab und verbinde es mit dem Buchstaben W. Ob es wirklich ein Sternbild ist oder nur mein W am Himmel, weiß ich zunächst nicht. Den Morgenstern erkenne ich. Den Polarstern muss ich suchen. Habe ich ihn gefunden, hilft er mir bei der Orientierung.

Offenbar gibt es in meinem Innern mindestens zwei Rohstoffe des Denkens: die Lichtblitze und das Ordnen und Deuten. Doch beide blieben roh, hätte ich nicht von anderen Menschen gelernt, bestimmte Formen zu erkennen, Wörter zu verwenden und Bedeutungen miteinander zu verbinden. Niemand von uns hat die Sprache erfunden, in der er denkt. Niemand beginnt beim ersten Lichtpunkt.

Ohne die Vorgaben anderer wäre ich der unendlichen Vielfalt ausgeliefert. Ich könnte sehen, aber nichts wiedererkennen. Ich könnte empfinden, aber nichts benennen. Vielleicht könnte ich nicht einmal unterscheiden, was zu mir gehört und was mir begegnet. Ich würde in der Fülle untergehen.

Vor Jahren begegnete mir ein Bilderbuch, das diese Frage auf eine eigentümlich einfache und zugleich tief philosophische Weise behandelt: **„Der Gedankensammler“ von Monika Feth.**

Der Protagonist heißt Herr Grantig. Er sammelt Gedanken. Er trägt sie nach Hause, sortiert sie und pflanzt sie am Abend in seinen Garten. Über Nacht wachsen sie, verwandeln sich und gelangen in neuer Gestalt wieder zu den Menschen.

Man kann dieses Buch Kindern vorlesen. Man kann es betrachten und sich an seinen Bildern freuen. Man kann es aber auch neben Platon, Augustinus oder Hannah Arendt ins Regal stellen. Denn Herr Grantig weiß etwas, das wir leicht vergessen: Gedanken sind keine vollkommen privaten Erzeugnisse. Sie sind unterwegs. Sie werden gefunden, aufgenommen, geordnet, verändert und weitergegeben. Sie kommen von anderen und kehren zu anderen zurück.

Dass Herr Grantig seine gesammelten Gedanken am Abend einpflanzt, ist keine Nebensache.

In meinem Bild des Sternenhimmels braucht es die Dunkelheit, um die kleinen Lichter überhaupt wahrnehmen zu können. Der Lichtsmog unserer Tage macht das zunehmend schwierig. Immer ist schon etwas beleuchtet. Immer liegt eine Erklärung bereit. Nachrichten, Kommentare, Urteile und Empörungen drängen sich vor das schwächere Licht eines noch unfertigen eigenen Gedankens.

Vielleicht braucht Denken nicht immer mehr Licht. Vielleicht braucht es manchmal weniger Beleuchtung.

Auch ein gesammelter Gedanke muss offenbar zunächst verschwinden dürfen. Herr Grantig stellt ihn nicht sofort aus. Er veröffentlicht ihn nicht in dem Augenblick, in dem er ihn gefunden hat. Er legt ihn in die Erde. Zwischen dem Einfall und seiner Rückkehr liegt eine Nacht.

Nicht jeder Lichtblitz ist schon ein Gedanke. Nicht jeder Gedanke muss sofort ein Wort werden. Und nicht jedes Wort sollte unverzüglich in die Welt hinaus.

Vielleicht stellte ich deshalb in der Schule immer wieder meine Frage. Ich machte sie selbst zu einem kleinen Licht. Durch Wiederholung bekam sie Kontur. Sie beanspruchte den anderen: Bleib einen Augenblick stehen. Antworte nicht sofort. Schau noch einmal hin.

Woher kommen die Gedanken?

Wer immer mit einem Gedanken auszieht, kommt aus einem Innern her. Aber dieses Innere ist kein unberührter Ursprung. Es ist bewohnt. In ihm leben Stimmen, Erinnerungen, Bücher, Gespräche, Ermutigungen und Beschämungen weiter. Auch Menschen, die längst nicht mehr anwesend sind, sprechen in uns. Wir denken mit Wörtern, die andere uns gegeben haben, und mit Unterscheidungen, die wir übernommen, verworfen oder im Laufe unseres Lebens verändert haben.

Damit ein Lichtblitz zu meinem Gedanken werden kann, braucht es deshalb etwas, das mich schon seit meiner Schulzeit begleitet. Am Himmel meines Denkens stand dieser Begriff früh wie ein Stern:

Unterscheidung.

Die Unterscheidung fragt zunächst nach der Herkunft eines Gedankens. Woher kenne ich ihn? Ist er mir vertraut? Ist er fremd? Ist seine Herkunft noch unbewusst? Habe ich ihn selbst gefunden, oder klingt in ihm ein Satz weiter, den mir jemand vor Jahren mitgegeben hat? Spreche ich aus einer eigenen Erfahrung, aus einer erlernten Überzeugung, aus Angst, aus Eitelkeit oder aus dem Wunsch, dazuzugehören?

Dann fragt die Unterscheidung nach den möglichen Folgen. Wie wird dieser Gedanke erscheinen, wenn er mein Inneres verlässt? Was werden meine Freunde darin hören? Was meine Gegner? Wen wird er ermutigen, wen verletzen, wen befremden? Welche Wirkung gehört zu ihm – und welche entsteht erst durch die Geschichte und die Erwartungen der Menschen, denen er begegnet?

Eine weitere Frage liegt darunter: Kann dieser Gedanke Nähe oder Gemeinschaft ermöglichen? Muss ich laut werden, damit er gehört wird? Wird er zunächst befremdlich wirken? Muss ich ihn erklären, verteidigen, vielleicht auch eine Zeit lang allein tragen? Oder besitzt er eine eigene Kraft und findet seinen Weg, ohne dass ich ihn den anderen ins Gesicht halten muss?

Und schließlich richtet sich die Unterscheidung auf mich selbst: Passt dieser Gedanke zu mir?

Damit ist nicht bloß gemeint, ob er angenehm vertraut klingt. Ein Gedanke kann gerade deshalb zu mir gehören, weil er mich stört. Vielleicht zwingt er mich, mein bisheriges Gedankengebäude

umzubauen. Vielleicht kann ich ihn nur aufnehmen, wenn ich bereit bin, mich von ihm verändern zu lassen.

Ich prüfe also nicht nur den Gedanken. Der Gedanke prüft auch mich.

Bin ich bereit, für ihn einzustehen? Bin ich bereit, nach ihm zu handeln? Bin ich bereit, nachher nicht mehr ganz derselbe zu sein?

Doch Unterscheidung allein genügt nicht.

Zwischen ihr und dem Urteil liegt eine Entscheidung: die Entscheidung, nicht sofort zu reagieren. Ich weiche innerlich vor der Situation zurück. Nicht, um ihr auszuweichen, sondern um sie vollständiger wahrzunehmen.

Ich nehme Maß.

Was geschieht hier? Welche meiner Empfindungen gehört zur Situation, und welche bringe ich selbst mit? Welche Perspektive fehlt mir? Was sehe ich vielleicht deshalb so deutlich, weil ich es aus meinem eigenen Leben kenne? Wo könnte mich gerade diese Vertrautheit blind machen?

Manchmal muss dieses Maßnehmen mit anderen abgestimmt werden. Nicht, damit sie mir die Entscheidung abnehmen. Auch nicht, um eine Mehrheit für meinen Gedanken zu organisieren. Sondern weil ein anderer etwas sehen kann, das meiner Perspektive entgeht.

Siehst du das auch so? Überforme ich die Situation mit meinem eigenen Bedürfnis? Würdest du mein Eingreifen als Schutz oder als Übergriff erleben? Habe ich einen Zusammenhang erkannt – oder nur wieder mein vertrautes W an den Himmel gezeichnet?

Das Maßnehmen ist rückgekoppelt. Eine Antwort führt mich zur Unterscheidung zurück. Eine neue Wahrnehmung verändert mein Urteil. Auch nach einer Entscheidung kann sich zeigen, dass ich falsch gesehen habe.

Denken schützt nicht vor Irrtum. Es schafft aber zwischen Reiz und Reaktion einen Raum, in dem Freiheit möglich wird.

Einen besonders empfindlichen Punkt kenne ich aus meinem eigenen Denken. Unter vielen meiner Denkbewegungen liegt ein Wunsch nach Nähe und Verständigung. Vielleicht sogar zu oft ein Wunsch nach Harmonie.

Ich halte dieses Bedürfnis nicht für eine bloße persönliche Schrulle. Vermutlich darf man es, wenn auch nicht immer in aktueller oder offensichtlicher Form, den meisten denkenden Menschen unterstellen. Selbst der Einsiedler denkt in einer Sprache, die er von anderen empfangen hat. Er antwortet auf Überlieferungen, erinnert sich an Menschen oder richtet seine Worte an einen möglichen Leser, an Gott, an die Natur oder an einen Gegner. Auch ein Gedanke, den niemand hören soll, trägt häufig noch die Form einer möglichen Mitteilung in sich.

Denken sucht Antwort. Es möchte nicht vollständig außerhalb jeder Beziehung bleiben.

Doch der Wunsch nach Nähe kann den inneren Zusammenhang eines Gedankens überformen. Am besten sehe ich das häufig bei anderen Menschen.

Jemand beugt sich über ein Baby. Er lächelt, stupst es an, schnalzt mit der Zunge und macht kleine Geräusche. Das Kind reagiert nicht. Vielleicht schaut es zur Seite, vielleicht zieht es den Kopf ein

wenig zurück. Der Erwachsene versucht es noch einmal. Er rückt näher heran, wird lauter, stupst erneut.

In solchen Augenblicken solidarisiere ich mich innerlich mit dem Baby.

So mechanisch funktioniert Nähe nicht! Hast du nicht bemerkt, dass das Kleine für deine Annäherung noch nicht bereit ist?

Manchmal schreite ich auch ein.

Der Erwachsene meint es vermutlich freundlich. Aber unmerklich ist aus einer Einladung eine Versuchsanordnung geworden: Ich tue etwas, damit du reagierst. Das Kind soll lächeln, greifen oder glucksen und damit bestätigen, dass Nähe entstanden ist. Bleibt diese Bestätigung aus, wird die Anstrengung verstärkt.

Die eigene Sehnsucht nach Kontakt überhört dann die Zurückhaltung des anderen.

Das Baby beherrscht noch nicht die gesellschaftliche Höflichkeit, eine gewünschte Reaktion vorzutäuschen. Es lächelt nicht, um den Erwachsenen zu beruhigen. Es antwortet, wenn es antworten kann und will.

Auch Nichtantwort ist eine Antwort. Auch Abwenden ist ein Erscheinen. Auch ein Noch-nicht hat seine Würde.

An dieser kleinen Szene lässt sich etwas erkennen, das auch für das Denken und Sprechen gilt. Ein Gedanke kann den anderen anstupsen. Er kann Geräusche machen, lauter werden und eine Reaktion provozieren. Besonders leicht geschieht das, wenn sein Urheber sich nach Nähe sehnt.

Dann spreche ich vielleicht nicht mehr, um etwas erscheinen zu lassen, sondern um Zustimmung hervorzurufen. Die Reaktion des anderen soll mir beweisen, dass mein Gedanke richtig, verständlich oder verbindend war.

Damit stellt sich eine weitere Unterscheidung:

Suche ich Nähe zum anderen – oder suche ich im anderen die Bestätigung meiner Fähigkeit, Nähe herzustellen?

Wirkliche Resonanz lässt sich nicht erzwingen. Ich kann einen Raum für sie öffnen. Ich kann mich verständlich machen, warten und zuhören. Aber der andere darf schweigen, sich abwenden, widersprechen oder erst Jahre später antworten. Ein Gedanke, der Gemeinschaft ermöglichen soll, muss auch die Freiheit zur Nichtgemeinschaft aushalten.

Damit erscheint am Horizont der Denkbewegung ein großes Sternbild:

die Freiheit.

Freiheit beginnt zunächst als Abstand zum eigenen Impuls. Ich muss meinem ersten Gedanken nicht gehorchen. Auch eine tief eingeprägte Überzeugung kann betrachtet werden. Ein vertrauter Satz darf fremd werden. Ein Gedanke, der mich begeistert oder erschreckt, muss nicht sofort die ganze Wirklichkeit beherrschen.

Doch diese innere Freiheit reicht nicht aus. Sobald mein Gedanke zum Wort wird, begegnet er der Freiheit anderer Menschen.

Ich kann etwas sagen. Der andere kann anders antworten, als ich erhofft habe. Er kann meinen Gedanken weiterführen, zurückweisen oder in einer Weise verstehen, die ich nicht vorgesehen habe. Seine Antwort gehört nicht mir. Auch er kann anfangen.

Gerade darin liegt das Risiko des Sprechens. Aber ebenso seine politische Möglichkeit.

Nähe ohne Freiheit wird leicht zur Vereinnahmung. Freiheit ohne jede Nähe droht zur Beziehungslosigkeit zu werden. Erst der Abstand ermöglicht, dass der andere nicht bloß als Echo meiner eigenen Stimme erscheint.

Und gleichzeitig mache ich eine eigentümliche Erfahrung: Sobald es gelingt, der Freiheit denkbare und anschlussfähige Konturen zu geben, entsteht eine sehr besondere Form der Nähe.

Der Gedanke gemeinsamer Freiheit stiftet Nähe.

Ich darf meinen Gedanken äußern, ohne den anderen zu beherrschen. Der andere darf widersprechen, ohne die Beziehung aufkündigen zu müssen. Beide dürfen sich verändern, ohne sich selbst zu verlieren. Keiner weiß vorher vollständig, was zwischen ihnen entstehen wird.

In diesem Augenblick sprechen zwei Menschen nicht nur über Freiheit. Sie beginnen, Freiheit miteinander auszuüben.

Vielleicht darf man deshalb etwas pathetisch sagen: Freiheit ermöglicht, dass aus Nähe Gemeinschaft wird.

Die Nähe sagt: Du bist mir nicht gleichgültig.

Die Freiheit fügt hinzu: Du musst deshalb nicht so werden wie ich.

Erst beides zusammen lässt einen gemeinsamen Raum entstehen. Gemeinschaft besteht dann nicht notwendig darin, dass Menschen dasselbe denken. Sie kann darin bestehen, dass sie einander als Verschiedene gegenwärtig bleiben. Das Gemeinsame ist nicht ihre Gleichheit, sondern ihre Antwortfähigkeit.

An dieser Stelle entsteht ein eigentümlicher Kontrast zu einem Gedanken, der mich zuvor bei Fußballvereinen beschäftigt hatte.

Es gibt Gemeinschaft, die durch Bekenntnis entsteht. Menschen tragen dieselben Farben, singen dieselben Lieder, erinnern dieselben Spiele und erzählen eine gemeinsame Geschichte. Sie sagen „wir“, bevor sie sich darüber verständigt haben, was dieses Wir im Einzelnen bedeutet.

Diese Gemeinschaft wird nicht erst begründet. Sie wird vollzogen.

Man steht nebeneinander auf der Tribüne. Man fährt gemeinsam zu einem Auswärtsspiel. Man hält Niederlagen aus, feiert Siege und hilft einander. Aus dieser vorgefundenen Nähe können Initiativen entstehen, die weit über den Sport hinausreichen: Unterstützung für kranke Kinder, Begleitung von Familien, eine Stadionkapelle, ein abendliches Spiel alter Männer auf einem Nebenplatz.

Das Bekenntnis stellt Gemeinschaft bereit.

Daneben gibt es eine andere Bewegung. Ein Gedanke wird unterschieden, auf Abstand gebracht, ausgesprochen und beantwortet. Gemeinschaft entsteht hier nicht dadurch, dass schon alle dasselbe Zeichen tragen. Sie bildet sich zwischen Menschen, die einander Freiheit zugestehen.

Die eine Gemeinschaft sagt:

Wir gehören zusammen.

Die andere sagt:

Zwischen uns kann etwas Gemeinsames entstehen.

Das eine Wir lebt von Wiedererkennung und Überlieferung. Das andere entsteht durch Gedanken, Wort und Antwort.

Diesen Gegensatz möchte ich nicht vorschnell auflösen. Beide Formen besitzen eine eigene Kraft und eine eigene Gefahr. Die Bekenntnisgemeinschaft kann tragen, wärmen und Handeln ermöglichen, bevor lange über seine Voraussetzungen gesprochen wurde. Sie kann aber auch die Unterscheidung ersetzen. Wer dazugehört, übernimmt dann womöglich nicht nur Farben und Lieder, sondern auch Freunde und Feinde.

Die Gemeinschaft des freien Gesprächs schützt die Verschiedenheit. Sie ist jedoch zerbrechlich. Sie besitzt zunächst keine Vereinsheime, wiederkehrenden Termine, Symbole und Rituale. Sie kann an Ungeduld, Misstrauen, Eitelkeit oder einem einzigen misslungenen Satz scheitern.

Vielleicht sind Fußballvereine, Schützenvereine, Burschenschaften und andere Vereinigungen, die sich über Tradition und Bekenntnis definieren, gerade deshalb besondere Orte. In ihnen können beide Formen von Gemeinschaft aufeinandertreffen.

Man tritt in etwas ein, das bereits vor einem da war. Man übernimmt Namen, Geschichten, Abläufe und Zeichen. Zugleich treten konkrete Menschen ein, die in diesem Bekenntnis nicht vollständig aufgehen. Sie bringen eigene Erfahrungen, Erschrecken, Gedanken und Initiativen mit. Sie fragen, was eine Tradition heute bedeutet, wen sie trägt, wen sie ausschließt und was aus ihr neu entstehen könnte.

Die politische Leistung eines solchen Vereins läge dann nicht darin, den Gegensatz zu beseitigen. Sie läge darin, ihn auszuhalten.

Das Bekenntnis darf tragen, ohne Gehorsam zu verlangen. Der freie Gedanke darf verändern, ohne die überlieferte Gemeinschaft verächtlich zu machen.

Das ist ein schwieriger Anspruch politischer Kultur, besonders in polarisierten Zeiten. Beide Seiten können sehr schnell zynisch werden. Die einen sagen: Die Neuen verstehen ohnehin nichts. Sie wollen alles abschaffen. Die anderen antworten: Diese Traditionen sind nichts als leere Rituale, Machtgehab und Nostalgie.

Zynismus ist die Behauptung, schon vorher zu wissen, was hinter allem steckt. Er erspart das Maßnehmen. Er kennt das Urteil, bevor der andere erschienen ist.

Eine lebendige Gemeinschaft müsste dagegen Sätze ermöglichen wie:

Ich gehöre zu euch, und gerade deshalb widerspreche ich euch.

Und:

Ich höre deinen Widerspruch, ohne dir sofort die Zugehörigkeit abzusprechen.

Vielleicht ist genau dies die politische Bedeutung solcher Orte. Sie halten ein Wir bereit, in dem ein Ich erscheinen kann, ohne das Wir verlassen zu müssen. Man begegnet sich auch nach dem Streit wieder. Am kommenden Dienstag sitzt man erneut in derselben Sitzung, steht am selben Spielfeldrand oder räumt nach dem Fest gemeinsam auf.

Die Tradition gibt dem Gespräch einen Boden. Die Freiheit bewahrt die Tradition davor, zu erstarren.

Ob das gelingt, ist offen. Manche Gemeinschaften ersticken jede Abweichung. Andere lösen ihre Verbindlichkeit so weit auf, dass kaum mehr als eine Organisationsform übrig bleibt. Aber wo beides zusammenkommt, entsteht eine Gemeinschaft, die ihre Herkunft kennt und dennoch Zukunft zulässt.

Vielleicht wäre schon viel gewonnen, wenn wir solche Orte nicht vorschnell für unmöglich hielten.

Am Ende kehre ich zum Sternenhimmel zurück.

Noch immer blitzen dort mehr Lichter auf, als ich ordnen kann. Manche verschwinden, bevor ich ihnen Aufmerksamkeit schenken konnte. Manche verbinde ich zu Figuren, weil ich gelernt habe, genau diese Figuren zu sehen. Andere bleiben fremd. Einige muss ich lange suchen.

Auch die Gemeinschaften, in denen wir leben, gleichen solchen Sternbildern. Manche Linien wurden schon vor unserer Geburt gezogen. Wir übernehmen ihre Namen und lernen, uns an ihnen zu orientieren. Andere Verbindungen entstehen erst, wenn Menschen gemeinsam hinsehen, sprechen und einander antworten.

Nicht jede Linie ist richtig. Nicht jedes vertraute Bild muss erhalten bleiben. Aber auch nicht jeder geerbte Zusammenhang ist bloß eine Täuschung.

Wir brauchen die Dunkelheit, um die einzelnen Lichter wahrzunehmen. Wir brauchen andere Menschen, um Bedeutungen zu erkennen. Wir brauchen Unterscheidung, um nicht jede vertraute Linie mit Wahrheit zu verwechseln. Wir brauchen Freiheit, um neue Verbindungen ziehen zu können. Und wir brauchen Nähe, damit der Himmel nicht in lauter voneinander isolierte Lichtpunkte zerfällt.

Der Polarstern ist nicht der hellste Stern.

Aber wer ihn findet, kann Maß nehmen.